

von Lisa Beckmann

Doktorandin an der Justus-Liebig-Universität Gießen

mit einem Schwerpunkt in amerikanischer Kulturwissenschaft

und Disability Studies

Erschienen in der Zeitschrift der Deutschen Epilepsievereinigung e.V. „einfälle“, Nr. 147-148, 2018

Thelma

Ein Film von Joachim Trier

Norwegen 2017, 116 Minuten

Erscheinungsdatum (Deutschland): 22. März 2018

Erscheint als DVD und Blu-ray am 23. August 2018

Thelma - Epilepsie im Kino?

Thelma, eine junge Frau, die an der Universität Oslo ihr Biologiestudium aufnimmt, erscheint auf den ersten Blick so typisch wie es eine junge Frau zu Beginn ihres Studiums sein kann. Die Erfahrungen, die sie macht, sind Schwellenmomente auf dem Weg in ein neues Leben und zugleich Mittel, um sich von ihrem christlich geprägten und konservativen Elternhaus abzunabeln. Thelma (Eili Harboe) zieht in ein Studentenwohnheim, nutzt soziale Plattformen wie *Facebook* und *Instagram*, um sich mit ihren Kommilitonen zu vernetzen, geht auf Parties und besucht Vorlesungen. Im Zuge dessen freundet sie sich mit Anja (Kaya Wilkins) an. Die Freundschaft zwischen beiden Frauen wird im Laufe der Zeit immer intensiver, bis sich beide ineinander verlieben. Was wie ein typischer und genrekonformer *Coming of Age*-Film wirkt, entwickelt sich zu einer emotional komplexen Erzählung. Denn Themas Geschichte durch einen zweiten Schwellenmoment definiert, der wie eine Zäsur in ihr neues Leben einschneidet: in der Universitätsbibliothek erleidet sie im Beisein von Anja ihren ersten Anfall.

Da auf ihren ersten Anfall weitere folgen, wird Thelma in eine Spezialklinik eingewiesen. Hier erfährt der Zuschauer, dass Thelma bereits als sechsjähriges Kind einen Anfall gehabt hat, der als Nervenzusammenbruch diagnostiziert und von ihrem Vater Trond (gespielt von Henrik Rafaelsen), der selbst Arzt ist, mit einem Neuroleptikum behandelt wurde. Der behandelnde Neurologe diagnostiziert die Anfälle als nicht-epileptisch und weist auf ein bestehendes Trauma hin, das Thelma in

ihrer Kindheit erleben hat und nun unterdrücken würde, wodurch es unweigerlich zu Anfällen kommen würde.

Im Laufe des Films etablieren sich Themas Anfälle mehr und mehr als erzählerisches Motiv, da währenddessen unerklärliche Dinge passieren. Fensterscheiben zerbersten, Straßenlaternen flackern, Möbelstücke bewegen sich scheinbar von allein und ihr Körper wird von einer Schlange umwickelt wird: die Anfälle sind so unerklärlich wie die Symbolik, die sie umgibt. Die Erklärung, die der Film liefert, ist Ausdruck eines uralten Vorurteils gegenüber Epilepsie: die Anfälle sind Ausdruck einer übernatürlichen Kraft, die in Thelma innewohnt und die sie zu einer Gefahr für ihre Mitmenschen macht. Tatsächlich wird im Laufe des Films auch das Trauma aufgedeckt, das ihre gesamte Familiengeschichte überschattet. Während ihres ersten Anfalls bringt die damals sechsjährige Thelma (Grethe Eltervåg) ihren einjährigen Bruder um, worauf ihre Mutter Unni (Ellen Dorrit Petersen) versucht, sich das Leben zu nehmen und nach einem gescheiterten Selbstmordversuch querschnittsgelähmt ist. Die Sichtweise auf Behinderung ist hier doppelt stereotyp. Während Themas Anfälle ihre Besessenheit vom Teufel verkörpern, so ist es das Leben der Mutter im Rollstuhl, das als besonders tragische „Strafe der Götter“ bewertet wird, denn Suizid wird in vielen christlichen Interpretationen als Sünde gesehen.

Genau in dieser Verbindung von epileptischen bzw. nicht-epileptischen Anfällen, übernatürlichen Kräften und diskriminierenden Vorurteilen liegt die Problematik des Films. Nicht nur, dass in mehreren Szenen intensives Flackerlicht verwendet wird, ohne dass darauf hingewiesen wird. Menschen mit Epilepsie (und deren Angehörige) scheinen nicht das Zielpublikum des Films zu sein. Vielmehr werden Anfälle benutzt, um Thelma zur Statistin ihrer Andersartigkeit zu machen. „Ich wollte eine Liebesgeschichte über jemanden drehen, der sich wie ein Freak fühlt,“ resümiert Regisseur Joachim Trier in einem Interview.¹ An epileptischen oder nicht-epileptischen Anfällen zu leiden, ein Studium aufzunehmen, Freunde zu finden, eine Beziehung zu führen, Spaß am Leben zu haben: all das rückt für Thelma, den „Freak“ des Films, in unerreichbare Nähe. Und so kann ich mich nicht entscheiden, was mich betroffener macht. Die Szenen, in denen Thelma hilflos krampfend auf dem Boden liegt oder die Aussage eines Regisseurs, der einen Film über eine an Anfällen leidende junge Frau gedreht und sich dennoch scheinbar wenig mit der Lebenswelt von Menschen, die an Epilepsie erkrankt sind, auseinandergesetzt hat.

¹ Im Original: “I wanted to make a love story about someone who feels like a freak.”
<https://www.youtube.com/watch?v=7we4eh7qAFA> (03:51-03:55)

Und während der Film durchaus einige positive Aspekte abzugewinnen sind – darunter fällt das eindrucksvolle und visuell aufwändige Erzählen, der Soundtrack und die schauspielerischen Leistungen von Eili Harboe und Kaya Wilkins – so bleibt am Ende, wenn Thelma von ihren Anfällen „geheilt“ zu Anja zurückkehrt, ein mehr als schlechter Beigeschmack übrig. Für einen Film, der bei den Oscars in der Kategorie *Bester fremdsprachlicher Film* nominiert wurde, ist das Bild, das von einem Leben mit Anfällen gezeichnet wird, mehr als problematisch. In einem Zeitalter, in dem sich der US-amerikanische Präsident Donald Trump öffentlich über behinderte Menschen lustig macht und die AfD in einer Anfrage an den Bundestag einen Bezug zwischen Behinderung und Inzucht zieht, haben Vorurteile gegenüber Epilepsie im Kino nichts zu suchen.